Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1931

43 (20.2.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Peter Riß über sich selbst

Wie „Stahlbad Anno 17" entstand

Ich bin der Sohn eines Hamburger Hafenarbeiters. Geboren wurde ich im Proletarierviertel der Stadt Altona an der Elbe am 31. Januar 1899. Meine Mutter starb im Kriegsjahr 1916 am Hungertyphus. Das Milieu, in welchem ich geboren wurde, ist das des Elends und der harten Arbeit. Es ist das Milieu der Masse. Dem einzelnen Individuum dieser Masse bieten sich zwei Möglichkeiten des Schicksals: Untergang oder Kampf! Ich habe den Kampf erwählt.

Meine Erzieher waren der Hunger nach Brot und Wissen und der Haß gegen jene, die uns das Recht, Mensch zu sein, streitig machen wollen. Die Spuren der harten Methoden meiner Erzieher kann ich nach meiner Erinnerung zurückverfolgen bis zu jenem Augenblick, als mein Vater während eines langen Streikes mit meiner Mutter, meinen Geschwistern und mir aus der Hinterhauswohnung herausgesetzt wurde. Es war Schnee, schmutziger Schnee im Hof: ich höre noch heute schreckhaft unser lautes Weinen. Ich war damals vier Jahre alt. Ich weiß, daß von jenem Augenblick an mein Denken einsetzte.

Meine Eltern konnten mich nur in die Volksschule schicken. Die Segnungen eines demokratischen Staates wie der heutige, die einem armen begabten Kinde ermöglichen, Stipendien für eine höhere Bildung zu bekommen, gab es damals noch nicht. Dafür wurde besonderer Wert darauf gelegt, die Geburtstage der Großväter, -mütter, Onkel, Tanten und der jungen Zucht des Herrscherhauses der Hohenzollern auswendig zu lernen. Das schloß nicht aus, daß ich felsenfest das Märchen eines „besonders befähigten Pädagogen" unserer Schule glaubte, das dahin lautete, daß sich die jungen Prinzen ebenso wie wir die Schuhe selber vor ihrem Gang in die Schule putzen mußten. Ich erinnere mich noch genau, daß ich mit besonderer Bewunderung ein Schulbild „Erstürmung der Spicherer Höhen" betrachtet habe, sehnlichst hoffend, auch einmal so etwas Heldenhaftes zu erleben. Von den Franzosen sah ich nur immer die Rückseiten der roten Hosen. Mein Lieblingsgedicht war: „Kein' schöner'n Tod gibts auf der Welt . ." Die bejahrte Deklamation dieses Gedichts bei der Schulentlassungsfeier trug mir ein besonderes öffentliches Lob des oben erwähnten Pädagogen ein.

Es wäre also die Aussicht vorhanden gewesen, daß ich trotz der falschen Erziehungsmethoden meiner Kindheit ein brauchbarer Bürger der Monarchie geworden wäre, wenn nicht der Krieg, das „Stahlbad" eine elementare Wandlung in meiner Entwicklung hervorgerufen hätte. Der schöpferische Niederschlag dieser Wandlung ist mein Roman.

Nach der Entlassung aus dem Lazarett 1919 begann ich als Hilfsschreiber bei einer Hamburger Behörde. Ich mußte nach Pensum Adressen schreiben.

Ich muß noch bemerken, daß ich vor meiner Einberufung als „grauer Feldgrauer" drei Jahre praktisch als Kaufmannslehrling in einem großen Hamburger Exporthaus lernte. Der Chef dieses Handelshauses gab mir — ich empfand es als große Ehre — bei meinem Abschied die Hand. Ich erschauerte vor Ehrfurcht und hatte das Gefühl, als segnete mich der liebe Gott persönlich. Ich war einige Wochen vorher achtzehn Jahre alt geworden. — „Meine Schultern waren schmal und die Knochen traten heraus." Im letzten Lehrjahr durften wir Lehrlinge eine gesunde Tischzeit machen. Wir standen dann lange Kette vor der Kriegsküche und warteten auf die Herausgabe des Essens, das aus Kartoffeln in Wasser gekocht, bestand. Währenddessen saß der Hausherr am Fenster des großen Restaurants in der Nähe; er aß mit Vorliebe junge Hühner zu Mittag und achtete mit Argusaugen darauf, daß wir auf die Sekunde wieder aus der Kriegsküche herauskamen. — Es war eine große Zeit!

Dieser Chef, ein starker, gesunder Mensch, hatte während des Krieges einen „Herzfehler". Er brauchte jeden Tag nur eine leichte Arbeit auf der Kommandantur zu leisten und hat nicht einmal die Etappe gesehen. Er sprach auch mit Vorliebe von der „guten Zeit". Hingegen hatten wir einen Packer am Lager, der, als er bei Verdun fiel, vier unmündige Kinder hinterließ. Der Packer wahnsinnig gewordenen Frau dieses gefallenen Packers gab der Chef fünf Mark! Der Chef war Millionär. Es war erschütternd!

„Mit Gott für König und Vaterland" habe ich gekämpft für [illegible] Mark Entlassungsgeld und einen geflickten Entlassungsanzug, [illegible] mir das Vaterland verehrte. Der König war inzwischen verschwunden unter Mitnahme einiger Goldbarren. In unserem Frontabschnitt wurden noch 1918 zwei Mann wegen Fahnenflucht erschossen.

Als ich aus dem Lazarett entlassen worden war, begann ich meinen inneren verschütteten Menschen auszugraben. Meine Seele war verwüstet wie die Trichterfelder Flanderns und Nordfrankreichs. Ich war sehr einsam. Manchmal, wenn ich mich fast nach dem Tode sehnte, begann ich, überwältigt von der Gewalt der Erinnerungen an meine toten Kameraden, geschüttelt von dem Haß gegen jene, die uns mißbraucht hatten, skizzenhafte Aufzeichnungen, unterstützt durch kaum noch leserliche Tagebuchblätter, zu machen. Diese im mehr traumhaften als bewußten Zustand unter einem unwiderstehlichen Zwang hingeworfenen Fragmente lagen dann oft monatelang und jahrelang, verstaubten, wurden vergessen und erhielten doch eines Tages wieder neue Kameraden in Form weiterer Skizzen. Jede Niederschrift gewährte mir für eine Zeit lang eine Befreiung von dem unerträglichen Druck der Erinnerungen an die furchtbarsten Stunden meines Lebens.

Zwischendurch studierte ich autodidaktisch, ebenfalls aus innerer Notwendigkeit — die Schriften der Philosophen Nietzsche, Kant, Hegel, Schopenhauer. Sie bestätigten mir zwar vieles, gaben manchem Gärenden in mir feste Form; aber ich mußte doch erkennen, daß sie die Welt nur interpretierten. Ich schaffte mir ein wirtschaftliches Rüdgrat, erinnerte mich meiner Kindersehnsucht nach mehr als allgemeiner Bildung, sah vor allem ein, daß ein Fortkommen bei der Behörde nur möglich sei, wenn ich das, was mir die Kindheit nicht gewähren konnte, nachholte. Ich besuchte Abendkurse für die Obersekunda- und Primareife, schränkte mich sehr ein, hungerte weiter, um das Schulgeld bezahlen zu können, bestand die erforderlichen Examina, — und bin inzwischen Beamter geworden. Ich heiratete unter den schwierigsten wirtschaftlichen Umständen, fand eine treue, liebe Kameradin, die tapfer mit mir durchhielt und weiter durchhält, trotz aller Unbill, die uns auch jetzt noch infolge mehrerer schwerer Schicksalsschläge ernstlich bedrohen.

Ich liebe die Natur, sie ist mein Gott. Ich wandere Sonntags, so oft ich es möglich machen kann, habe eine unbefriedigte unendliche Sehnsucht nach der blauen Ferne jenseits der Berge und Meere. Vielleicht öffnen sich eines Tages die Schönheiten der Welt vor meinen Augen; dann werde ich meine graue Aktenstube verlassen und den Menschen berichten, wie schön die Welt ist; aber ich weiß, daß mein Bericht auch wieder Anklage sein wird gegen die verbrecherische Gesellschaft, die es gewissenlos mit ansehen kann, daß Hunderttausende Menschen täglich und stündlich hungern und leiden müssen, trotz allen Reichtums und aller Schönheit der Erde.

Meine Religion ist die kosmopolitische Auffassung allen Geschehens; einen Kirchengott kenne ich nicht mehr, — als ich wußte, daß aus Kirchenglocken Granaten gegossen wurden, trat ich aus der Kirche aus.

Meine kosmopolitische Auffassung allen Geschehens ist die Voraussetzung für die Betrachtung der menschlichen Gesellschaft unter der internationalen Idee. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein denkender Mensch anderer Auffassung sein kann. In Konsequenz dieser Betrachtung ist es für mich unumstößlich wahr, daß in allen Nationen der Feind im eigenen Land steht! Ich glaube an ein Pan-Europa.

Was ich schrieb, habe ich mit Herzblut geschrieben. Der Geist meiner toten Kameraden gab mir die Kraft, in langen Nächten nach schwerer Tagesarbeit die Leiden und das Sterben dieser Kameraden aufzuschreiben. In Nächten, in denen ich am ausgebrannten Herdfeuer saß und fror, die Füße in Decken eingewickelt, bis ich mit der Stirn auf dem Manuskript einschlief. Manchmal erscheinen mir die Gestalten meiner erschossenen Kameraden nachts im Traum, — sie lächeln mir Dank zu für das, was ich in ihrem Namen geschrieben habe. Sie danken mir dafür, daß ich mit daran wirke, ihrem sinnlosen Sterben einen Sinn zu verleihen, den Sinn nämlich, mahnend vor allem mit diesem Buche vor die heranwachsende tatenlüsterne Nachkriegsjugend zu gehen, um sie zu bewahren vor dem Fluch, der unsere Generation vernichtend traf, weil sie nicht vorbereitet war zur Abwehr.

Nur wenige lehnten sich auf. Ihre Körper sind längst zu Staub geworden; aber ihr Geist lebt weiter. Es ist meine Pflicht gewesen, in diesem Geiste zu schreiben, wenn auch Tausende heute noch leugnen wollen, daß schon damals der Geist der Rebellion in den Herzen und Fäusten der Achtzehnjährigen lebte. Jawohl, diese Tausende von nationalen Phrasenren sollen wissen, daß es schon damals tapfere, wirklich heldenhafte Jugend gab, die die Hohlheit der Phrasen vom „Heldentod" erkannt hatten und danach handelten.

Im Namen dieser wahrhaft heldenhaften Jugend ist dieses Buch gewachsen. Es ist eine Anklage und soll mit dazu beitragen, daß die Jugend sich heute nicht wieder „Mit Gott für Geldsack und Vaterland" abschlachten läßt.

Der Geist meiner toten Kameraden, sagte ich, gab mir die Kraft, dieses Buch zu schreiben. Im Nacherleben sah ich, wie sie wieder mit mir marschierten, wie sie mit mir weinten und wenig lachten, wie sie mit mir hungerten und mit mir ihre Sehnsucht, aus dem fürchterlichen Grauen herauszukommen, hinausschrien. Ich sah sie alle wieder sterben, wie sie in Wahrheit gestorben sind; aber bevor sie starben, haben sie noch einmal mit der ganzen Kraft ihrer achtzehn Jahre den Geist der Rebellion verkündet, so wie sie es in Wahrheit taten, trotz „Wogenprall und Sturmgebraus".

Die Zeit der Kriegsbücher ist in ein neues Stadium getreten. Sie wird in zehn Jahren noch nicht vorbei sein. Viele Kriegsbücher haben Erfolg gehabt; sie hatten den Erfolg ihrer Zeit, sie sind der Maßstab für die Urteilsfähigkeit der Zeit, in der sie erschienen. Aber der Fall „Kriegsbücher" ist aus dem Stadium des „Nur Berichtens", der sensationellen Kriegsberichterstattung, aus dem Stadium der Fotografie im literarischen Sinne (Renn), der Sentimentalität und Romantik (Remarque), die beide wohl notwendig in der Entwicklung der Kriegsliteratur waren, in das Stadium der Gesinnung getreten. Was gestern war, kann heute nicht mehr gelten. Tausende haben sich zum Beispiel heute schon von Remarque abgewandt. — Warum? Er zeigt keine Gesinnung, keine Konsequenz. Er war ein Faktor der Entwicklung, ein Meilenstein auf dem langen, müseligen Marsche der Erkenntnis.

Ich wünsche mit der ganzen Kraft meines Herzens, daß mein Werk in weiterer Meilenstein sein möge.

Peter Riß.

WO bleibt der ZWEITE MANN ?

Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Fritz Rosenfeld.

Copyright 1930 by E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30.

(Nachdruck verboten.)

Als er das Zimmer verlassen hatte, kam der Dramaturg herein, der an der Tür gehorcht hatte. Die Hände in die Hosentaschen verborgen, leicht gebückt, ging er im Zimmer umher, dann sagte er zu Mandelberg:

„Er hat ja recht."

„Wieso recht", fragte Mandelberg mit einem kleinen Rückfall in die vorfilmische Zeit in dem kleinen Zwirnladen in Brünn. „Wieso recht?"

„Der Film ist reaktionär und schlecht dazu. Sie haben noch nie geschludert, Wandermann, wie diesmal. Ich muß es Ihnen mal sagen."

Wandermann sprang auf. „Das ist unerhört! Hören Sie, Herr Mandelberg! So etwas muß ich mir in Ihrem Büro von Ihrem Angestellten sagen lassen. Da schindet man sich wochenlang . . ."

Mandelberg fiel ein. Auch der Dramaturg winkte Wandermann beschwichtigend zu. „Ueber die künstlerischen Qualitäten des Films wollen wir uns nicht weiter verbreiten. Aber ein Geschäft ist er, das ist sicher, ein Geschäft!"

Es traf den Dramaturgen ein leuchtender Blick Mandelbergs, und auch Wandermann war versöhnt. Mandelberg hielt dem Dramaturgen die Zigarrenkiste hin, seine beste Sorte, und sogar ein brennendes Zündholz. Dies war die höchste Gnade, so er zu vergeben hatte.

*

Eldrid feierte im „Entfesselten Volk" einen großen Erfolg, der sie selbst aber gefiel nicht. Nur die reaktionären Blätter lobten sie. Die alten Generale und Professoren, die dort das Amt des Rezensenten versahen, lobten ihn als einen „schönen Film, der einstatt der seichten Amüsiergeschichten ein Stück Leben in wirklichkeitstreuer Beleuchtung bringt". Die gemäßigten bürgerlichen Blätter setzten schon Zweifel darein, daß die russische Revolution wirklich so abgerollt sei, und die Linksblätter lehnten den Film scharfe ab. Das Publikum der Premiere bestand diesmal nur aus streng gesichteten Vertrauensleuten, aus jenen Unentwegten, die mit der Firma durch dick und dünn gingen. Bei der zweiten Aufführung aber, die zahlendes Publikum im Saale sah, gab es schon Krawalle. Einige Arbeiter pfiffen, der Film mußte unterbrochen, Polizei herbeigeholt werden. Mandelberg rieb sich die Hände. Das war fabelhaft, billige Reklame! Jeder wird den Film sehen wollen, um den man sich erbittert stritt, jeder wird sich selbst überzeugen wollen, ob der Film politisch und ob er gegenrevolutionär war. Polizei schützte die Vorstellungen, die Rechtsverbände sandten ihre Mitglieder in großen Trupps, die Linksparteien boykottierten ihn, von allen Seiten gab es erregte Artikel, Debatten wurden geführt, das Problem der Zensur wieder aufgerollt. Mandelberg las das alles mit Behagen. Er nahm ausnahmsweise sogar sozialistische Blätter in die Hand. Mochten die einen dafür, die anderen dagegen schreiben, beide leiteten nur neue Ströme guten, echten, funkelnden Geldes in seine Kasse!

Nach der Premiere erzählte Ulfar dem Hilfsregisseur Stiefmüller von seiner Unterredung mit Mandelberg. Stiefmüller knabberte an seiner Zigarette, schob das Bierglas auf dem Tisch hin und her und sagte, ohne Ulfar anzusehen:

„Ich habe die Filmdichter immer für naive Leute gehalten. Aber so ein naiver wie Sie ist mir noch nicht untergekommen. Glauben Sie die Geschichte mit dem zugkräftigen Titel wirklich? Den hätte Mandelberg doch ohne Wimperzucken gestohlen, wenn es ihm nur darum gegangen wäre. Na, ich werde Ihnen einmal verraten, warum Ihr Entwurf umgestülpt wurde. Mandelberg hatte mit italienischen und englischen Firmen Verträge geschlossen und Vorschuß erhalten. Der Film mußte gedreht werden, er war gebunden. Aber er hatte noch nicht genug Geld. Der Film kostete vierhunderttausend Mark. Er hatte nur hundertfünfzig. Fünfzig gaben die Engländer, fünfzig die Italiener, dafür mußte der dicke Tenor mitspielen. Da wandte er sich an ein paar Bekannte. An einen Großindustriellen in Essen, der ihm achtzigtausend vorstreckte, und an einen Rittergutsbesitzer, der den Rest des Geldes durch eine Hypothek auf sein Gut verschaffte. Dieser Rittergutsbesitzer nun ist verwandtschaftlich mit der russischen Aristokratie verbandelt, und stellte als Bedingung, daß erstens seine Freunde, die in Berlin im Exil lebten, mitspielen, und daß zweitens der Film ihm zur Durchsicht vorgelegt werden müßte. Eine faschistische Firma, ein Industrieritter, ein Junker — zweifeln Sie noch daran, daß diese zärtlichen Freunde der russischen Revolution von Ihrem Drehbuch begeistert waren? Mandelberg sträubte sich ein wenig, dann stimmte er der Forderung seiner Geldgeber zu: Umarbeiten! Da er sich aber an seinen fünf Fingern abzählen konnte, daß Sie mit einer Umarbeitung nicht einverstanden sein würden, schaltete er Sie einfach aus. Der Vertrag, der über den Verkauf des Entwurfes geschlossen worden war, gab ihm ja das formale Recht zu jeglicher Aenderung."

„Ein abgekartetes Spiel also. Und das muß man sich alles stillschweigend gefallen lassen?"

„Solange die allein über den Film bestimmen, die das Geld hergeben, muß man es sich gefallen lassen."

„Ich werde den Fall in die Oeffentlichkeit bringen."

„Dann sind Sie erledigt. Dann kauft Ihnen kein Filmindustrieller in Deutschland mehr ein Drehbuch ab. Dann können Sie Ihren Beruf an den Nagel hängen oder auswandern."

„Wie soll es denn aber besser werden, wenn man solche Fälle nicht öffentlich annagelt?"

„Sie werden es nicht bessern", sagte Stiefmüller. „Ein einzelner nicht. Aber Sie werden langsam lernen, über diese Dinge nicht mehr erstaunt und empört zu sein. Man muß sich in der Filmindustrie an vieles gewöhnen, an sehr viel. An mehr, als man vor sich selbst verantworten kann. Aber lassen wir das . . ."

*

Eldrids Vertrag war nun abgelaufen. Ulfar bestand darauf, daß sie keinen neuen mehr mit Mandelberg schließe, da auch er nicht mehr mit Mandelberg arbeiten wollte. Er hoffte zwar nicht, daß die anderen wesentlich besser seien, aber mit dem schlechtesten müsse man es auch nicht gerade zu tun haben. Mandelberg fragte täglich an, ob Eldrid nicht den neuen Vertrag unterzeichnen wolle. Er wollte sie für sechs Filme im Jahr verpflichten und bot ihr Bedingungen, die nach seiner Ansicht für sie sehr günstig waren. Nie hatte er eine so phantastisch hohe Gage gezahlt, behauptete er. Eldrid beantwortete seine Briefe nicht, ließ sich verleugnen, wenn er anrief. Prager brachte ihr das Angebot einer anderen Firma — auch er hatte Mandelberg satt. Es war allerdings ungünstiger, räumte ihr keines der Rechte ein, die Mandelberg ihr zugesteden wollte. Ulfar wußte, wie Eldrid mit sich kämpfte, wie nahe sie daran war, doch mit Mandelberg abzuschließen, und wie gern sie andererseits Pragers Angebot akzeptiert hätte, um dann die Märtyrerin ihrer Liebe spielen zu können. In dieser gewitterschwangeren Situation gab es nur eins: Eldrid für ein paar Wochen aus Berlin zu entfernen, das Alte endgültig versinken zu lassen und nach der Rückkehr neue Verbindungen anzuknüpfen.

(Fortsetzung folgt.)